

Drei Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Trabold, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 46

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. November

== An das Leben. ==

Don Emil Schibli.

Noch liegst du vor mir, Jugend, unermessen.
Ein weites, reiches Märchenland!
Vor mir, der ich den Weg hinein nicht fand,
Der seine Zeit verträumt hat und veressen.
Nun aber klopft das Blut in wilden Schlägen
In meinen Adern ungezähmt!
Nun ist kein Zweifel, der mich lähmt,
Sind keine Schranken zu erwägen!

Der Stolz des Wollens köcht noch unvergoren
In mir wie junger Traubensaft,
Und heute ist mir keine Kraft,
Und ist mir noch kein Weg verloren!
Komm, Leben, führ' mich in den bunten Reigen!
Gib ohne Zögern deinen Arm;
Denn meine Lippen wollen warm
Sich deinem süßen Mund entgegenneigen!

(Aus „Die erste Ernte“. Vergl. Buchbesprechung.)

□ □ Drei Leben. □ □

Eine Novelle. Don Rudolf Trabold.

15

VIII.

In Morners Sprechzimmer saß Berta. Sie war ganz allein, denn auch die Dienstboten hatte sie zur Erholung in die Ferien geschickt. Sie hütete das Haus. Die schweigsame, immer schwarz gekleidete Jungfrau, wenn sie nicht die Operationsbluse trug, war seit ihres Bruders Weggang ganz ihren Gedanken überlassen. Und ihr einziger Gedanke war jetzt neben denen an ihre Religion: ihr Bruder. Er, der einzige lebende Mensch, mit dem ihre Seele sich vermählte, war nun seit 8 Tagen fort. Sie hätte nie geglaubt, daß das Fernsein dieses Menschen eine solche Nede in ihrer Brust bewirken könne. Und doch, ihr hatte gebangt vor dem Alleinsein — und doch wollte sie das Haus nicht verlassen.

Sie saß vor dem Stidrahmen und arbeitete an einem feinen Taschentuch, in das sie Morners Monogramm kunstvoll einwirkte. So konnte sie den ganzen Tag sinnen und sticken — das war ihr „Nichtstun“. Am Abend schmerzten sie die Augen, aber darauf achtete sie nicht, wenn sie nur bis zur Rückkunft des geliebten Bruders die übrigen Taschentücher auch noch fertig bringen konnte, um ihn damit zu überraschen. Sie kam nur langsam vorwärts mit ihrer subtilen Handarbeit, denn sie war aus der Übung gekommen; in der letzten Zeit kam sie nie zu dieser Beschäftigung. Und ihre Aufmerksamkeit flog so oft weg von dem Stid-

rahmen. Ihre Gedanken trugen sie in jenes düstere Reich, von dem sie das Seelenheil erhoffte, in dem es aber so unheimlich trübe war. Bei der letzten Bibelbetrachtung in der Brudergemeinde hatte ein Bruder aus Deutschland die Offenbarungen Johannis ausgelegt. Und er hatte gesprochen mit einem Eifer, als müßte er die Welt bekehren. Seine Worte waren Feuer und Schwefel, seine Stimme gleich dem Schalle der Trompete des Gerichts. Berta war so aufgeregt gewesen, daß sie die ganze Nacht nicht schlief. Der Wahn begann sie zu verfolgen, daß der Herr auch mit ihr ins Gericht gehe, weil sie den geliebten Bruder noch nicht bekehrte. Sie sah im Traume gräßliche Gestalten und sie erwartete darüber, doch die Bilder verflogen nicht. Im Angstschweiß ins Dunkle starrend, hatte sie einen Engel gesehen mit einer Schale — so wie es im 16. Kapitel der Offenbarungen hieß — und der Heilige goß die Schale im Zimmer ihres Bruders aus und rief: und es ward eine böse und arge Drüse an den Menschen, die das Malzeichen des Tiers tragen und sein Bild anbeten.

Wenn sie jetzt an jene Nacht dachte, trat ihr noch der kalte Angstschweiß auf die Stirn. Das Gefühl beschlich sie wirklich wieder — es schien ihr, aus dem Stidrahmen steige etwas empor — sie hatte ein Gesicht: zwei Engel kamen aus dem Boden gestiegen, sie sah sie wie hinter einem bläulichen Nebelschleier auftauchen. Immer deutlicher

wurde die Erscheinung: die Engel tragen ein Tuch, gleich dem Schweiß Tuch der heiligen Veronika. Und nun sprachen sie beide:

„Siehe da, dies ist dein Fleisch und dein Blut, den sollst du lieben.“

Und die Engel zerrannen wie Morgennebel, aber auf dem Tuche, das in der Luft schweben blieb, entwickelte sich ein scharfes Bild, das gleich einem alten italienischen Heiligenbild. Berta starrte bleich ins Leere — dort sah sie das Bild, das das Haupt ihres Bruders war. Und wie eine kalte Hand spürte sie etwas sich auf ihre Stirne legen. Dann wurde es ihr heiß in der Brust und stieg in den Hals und zum Haupte — und sie sah das Bild nicht mehr.

Berta wußte nicht, hatte ihr geträumt oder war sie wach gewesen. Doch das, was sie gesehen, blieb ihr deutlich in der Erinnerung. Es war ein dunkler Tag, früh war die Dämmerung eingebrochen. Berta hatte ununterbrochen gestickt heute, ihr brannten die Augen, sie schloß sie. Dumpf fühlte sie einen Druck im Kopfe. Als sie noch einige Minuten dageessen, läutete es. Sie erhob sich mechanisch und ging nachsehen, wer da sei. Es war ihres Bruders Freund, Retten. Fröhlich und laut begrüßte er sie:

„Guten Abend, Fräulein Berta! Ich wollte heute Langveräumtes nachholen und komme darum, Ihnen einen kleinen Besuch zu machen. Sie sind ja wie eine Klosterfrau, gehen wohl keinen Schritt aus dem Hause! Heute ist's auch so düster, da nahm ich mir vor, Ihnen einen guten Abend zu wünschen und mich zu erkundigen, wie es Ihnen geht.“

Er hatte laut gesprochen, daß es Berta nur so in die Stille ihrer Seele klang. Sie bat ihn einzutreten, denn er war stehen geblieben. Er ging voran, trat in den Salon links und drehte selbst die elektrische Leitung auf, welche die Lampen des Kronleuchters zum Glühen brachte. Es entspann sich eine kleine Konversation, an der Retten den Löwenanteil hatte. Er wußte ja, wie wenig Berta sprach.

„Sie sehen aber blaß aus, Fräulein Berta, hörn's, Sie müssen sich mehr Bewegung machen, hinaus ins Freie gehen!“

„Ja, ja, weiß wohl, werde morgen spazieren gehen, wenn's schön ist draußen.“

Ihr war's, als hätte der Bruder den Freund hergeschickt, damit er sie mahne.

„Wißens was, gehen Sie doch mit meiner — — eh mit dem Fräulein Holding mal morgen in den Mariahilfer-Wald, ja? Sie war doch bei Ihnen vorgestern, warum gehen Sie dann nie fort — das gibt andere Gedanken, die Lungen kriegen gesunde Luft, das macht uns ganz neu.“

In dem Tone fuhr Retten weiter, und dann kam die Rede auf Morner.

„Dem tut nun ein bißchen Nichtstun famos, dem Hans, er soll's nur einen Monat aushalten, er hat's wirklich sehr nötig — aber er ist auch so ein übereifriger Arbeiter.“

„Ja, dem Hans tut es wirklich not, wenn er sich nur erholt. Er war schon sehr nervös.“

Berta sprach in eifrigem Tone und Retten dachte sich, aha, das Eis ist gebrochen, gelegene Aussprache bringt schweigsamen Menschen Erleichterung. Gern hätte er in die seelenvollen Augen des seltsamen Wesens geblickt, dessen Schönheit, trotz ihrer Blässe, heute einen besonderen Ein-

druck machte. Berta aber schlug selten die Lider mit den langen Wimpern auf. Nur Morner durfte in das Innere dieser Mädchenseele blicken.

Er begann wieder: „Seit Sie Ihrem Bruder eine so vorzügliche Assistentin geworden, arbeitet er zwar leichter, aber da seine Praxis sich immer vergrößert, bewältigt er sie ja kaum mehr allein.“

„Wirklich, es war fast zu viel für ihn —.“

„Sie arbeiten aber flott mit ihm zusammen. Das hätte er sich nie träumen lassen, daß Sie eine so talentvolle Medizinfrau abgeben würden!“

Der Hauch eines Lächelns huschte über ihre Lippen, die Rede schmeichelte ihr also doch. Sie erwiderte aber gleich:

„Man tut sein Möglichstes, der Wille ist schon da, das Fleisch jedoch ist oft genug zu schwach. Wenn nicht Gottes Hilfe wäre . . .“

„Ach Sie sind zu bescheiden . . .“

Sie schüttelte den Kopf und unterbrach ihn: „Ich kenne sehr wohl meine Sünden!“

Schnell bog Retten von dem Thema ab, als er merkt, Berta wolle aufs Religiöse abschwenken: „Haben Sie auch Nachrichten von Hans bekommen? Mir schrieb er nämlich nur eine Karte mit der lapidaren Inschrift: Dich grüßt ein Müßiggänger —. Ihnen schrieb er hoffentlich mehr?“

„Auch nur Ansichtspostkarten. Es gefällt ihm am Bierwaldstättersee und er erholt sich.“

„Er wird wohl das Leben einer Amphibie führen! Das Seebad in Brunnen lockte ihn besonders.“

„Ja, ich ängstigte mich immer, man hört so viel vom Ertrinken. Mir träumte auch schon davon — das könnte ich nimmer überstehen, wenn Hans . . .“

„Oh was denken Sie, Ein so famoser Schwimmer wie Hans!“

„Ich bete für ihn . . .“

„Da geschieht ihm erst recht nichts!“

„Sie dürfen es ihm jedoch nicht sagen, daß ich für ihn im Gebet und in der Buße stehe . . .“

„Ach wo!“

„Es ist doch meine Pflicht, für ihn zu beten, wenn mich der Herr erleuchtet. Ich wäre schuld, wenn seiner Seele etwas widerführe, denn das siebenköpfige Ungeheuer umlauert ihn überall, darum muß ich für ihn beten —.“

Es wurde Retten unheimlich zumut, wenn er Berta so sprechen hörte und aus ihrem Gesichte zwei Augen leuchten sah, die auf einmal einer Verzückten glichen. Er sagte darum schnell: „Ja, ja! Nun müssen Sie aber auch an Ihr eigenes Wohl, an das leibliche Wohl denken! Sie müssen spazieren gehen, die Ferien benützen. Die Hofrätin sagte mir, Sie stücken von früh bis spät. Ja, ja, Sie sehen, ich bin auf dem Laufenden! Das dürfen Sie nicht tun, Sie müssen sich erholen, Hans wünscht das, wenn er es erführe . . .“

Sie errötete leicht, als sei sie über einem Unrecht ertappt worden, entgegnete aber schnell: „Hans weiß wohl, daß ich zufrieden bin hier, daß mir nichts fehlt. Ich bin glücklich, noch nie war ich so glücklich.“

„Sie sehen aber sehr blaß aus.“

Sie fuhr mit der Linken über die Augen, als könne sie so die Blässe wegwischen.

„Gehen Sie morgen mit Fräulein Holding (fast hätte er gesagt mit meiner Braut) spazieren. Versprechen Sie es mir?“

„Ja, ja, ich werde gehen.“ Sie sagte das wie geistesabwesend.

Ketten sah wohl, welche Veränderung in Berta vor sich gegangen. Er erhob sich nun und nahm rasch Abschied. Als er wieder auf der Straße war, atmete er ordentlich auf. Was war das für eine schwüle Atmosphäre dort oben, ihm schien, eine ganz andere Luft sei in die Wohnung des Freundes eingezogen, seit er fort war. Berta war ihm noch nie so eigentümlich vorgekommen; sein Instinkt sagte es seinem gesunden Verstande, die Schwester des Freundes war sicher nicht mehr ganz normal. Aber er wußte nicht, wie er es bezeichnen sollte, was er in der Seele des Mädchens walten sah. Er eilte heim, um seine Braut zu sehen, sich an ihrem gesunden, fröhlichen Geiste zu erfreuen.

IX.

Es war eine Woche nach dem Besuche Ketens bei Berta Morner. Ihr Bruder hatte es schon vierzehn Tage „ausgehalten“ in seinem Nichtstun in der Schweiz. An Lydia hatte er einige Ansichtskarten gesandt mit wenigen Begleitworten. Sie fühlte sich einsam, und doch war sie froh, allein im Hause zu sein. Die meisten Diensthoten hatte sie beurlaubt, wer zurückgeblieben, hatte ein schönes Leben. Die Pferde reiten und ausfahren, das war Lydias tägliche Zerstreuung und Leibesübung. Ueberdies machte sie ihre Besuche bei dürftigen Kranken, wie gewohnt. Die Zeit, die ihr noch blieb, füllte sie ganz mit Lesen aus.

In Begleitung des Stallmeisters kehrte Lydia nach Sonnenuntergang von einem langen Ritte heim. Vier Stunden hatte sie auf dem Pferde zugebracht. Ein herrlicher Tag hatte den Ausflug begünstigt, da in der vorhergehenden Nacht ein Gewitter die Erde abgekühlt und die Luft gereinigt. Es war nach Acht, als sie die Stadt durchritten. Die Spaziergänger drehten sich alle nach der Baronesse um, die in einem einfachen grauen Reitkleid zu Sattel saß und das Pferd im Schritt gehen ließ. Der Stallmeister trug grünen Frack, steifen Hut, wie ein Cavalier, ritt neben und nicht hinter der Herrin, und sie plauderte mit ihm, ohne auf die Umgebung zu achten.

Daheim angekommen, wartete das Bad auf Lydia, aber sie blieb erst noch im Stall, um dem Pferde selbst den Hafer vorzuschütten. Während man es mit Stroh abrieb, legte sie ihm Rüben vor und sprach mit ihm, als müßte es sie verstehen.

Nach Neun lag Lydia auf ihrem Lieblingsplatze in der Loggia. Es war still, kaum hörte man die Elektrische vom Park der Residenz her. Sie trug einen Mantel aus dünnem, nilgrünen Samt mit weiten Ärmeln, die Haare



Victor Surbek, Bern. Bildnis des Schriftstellers Jakob Bührer (1916). Turnus 1616.

Wenn es wahr ist, daß das Porträt der Prüfstein der Malkunst ist, da hier der Künstler sich am besten ausweisen könne, ob er das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden verstehe, so hat V. Surbek mit seinem Bildnis des Schriftstellers Jakob Bührer die Probe trefflich bestanden. Vor uns sitzt nicht bloß ein Mensch, sondern eine Person, eine ganz ausgesprochene Individualität!

waren lose in zwei Zöpfe geflochten. Wie Schnee leuchtete das zarte Nesseltuch des Kleides, welches in weichem Gefälle ihre Glieder überrieselte. Sie liebte es, wenn sie mit niemand zusammenkam, solche Gewänder zu tragen.

Es war am Bernachten, als sich Lydia erhob und hinunterging in den Garten. Der Mond, den dann und wann ein vorüberziehender Nebelstreif verdeckte, stieg hinter den Baumkronen empor und warf nun sein kühles Silberlicht auf die Gestalt, deren Mantel über die breiten Stufen schleppte. Langsam folgte ihr Fripp, der Neufundländer, dessen Nadelhalsband im Mondschein glitzerte. Am Springbrunnen lappte der Hund gemächlich aus dem runden Wasserbeden und Lydia schaute ihm zu. Mit ihren weißen Händen raffte sie nun das Gewand, schritt über die zweite Treppe in den Park. Langsam wandelte sie, blieb oft stehen und schaute in die Runde und genoss das Bild, das ihr der Park, die Wiese, die Villa mit den Rosenlauben, der kleine glänzende See mit den dunklen Tannen bot. Es wollte sie eine Scham überkommen, daß sie sich einem so romantischen Triebe heimlich hingab — und sie seufzte, überließ sich aber doch dem Zauber der Stunde. —

Der Mond stieg höher, sein Licht hatte den letzten Schein der Dämmerung überwunden und wandelte mit



Paketsdienst der Kriegsgefangenenpost in Bern, in der Turnhalle des städtischen Gymnasiums eingerichtet.

opalem Glaste den Park in ein Märchenland. Im obersten Gezweige der hohen Ulmen und Linden nestelte der Wind ganz leise. Die Herrin stand am Ufer des Seeleins. Fripp vergnügte sich, die Schwäne, die unter den Hängeweiden schliefen, aus dem ersten Schlummer zu wecken, so daß sie fauchend ins Wasser flüchteten. Der Hund schien nicht übel Lust zu verspüren, den Vögeln in die Flut nachfolgen zu wollen, aber Lydia rief ihm energisch zu und die Schwäne segelten majestätisch ans andere Ufer. In einem weiten Bogen umschritt sie den See und kam wieder zur Villa zurück. Oben an der Freitreppe standen in Marmor Daphnis und Nais. Es schien, die göttliche Schöne spiele mit silbernen Kugeln, da hinter ihr der Springquell, im Mondlicht glitzernd, emporstieg. Lydia vergaß sich selbst über all dem Schönen und Wunderbaren, das sich hier ihrem Auge bot. Plötzlich bellte der Hund, sie fuhr zusammen, rief ihn zu sich und schritt die Treppe empor. Sie stand wieder im Garten, die Blumen hauchten sehnsüchtige Düfte in die Nacht, still, still war es, nur der Springbrunnen auf der

zweiten Terrasse ließ die Wasser ihr Tanzlied singen. Lange stand sie an die Galerie gelehnt und schaute in den Park hinunter. Die Fächerpappel mit ihrem zitternden Wipfel-laub glich einer Silberkuppel. Im Blätterdache der Linden formten die Schatten absonderliche Fragen. Seltsam floß das Mondlicht zwischen dem Geäste der Ulme durch und erleuchtete die Steinbank auf dem Rasen, daß sie einem liegenden Weibe glich. Drüben an den Stamm der alten Birke schien ein Mann zu lehnen und herüber zu schauen —. War es wirklich ein Mensch, den vorhin der Hund bemerkt hatte? Doch nein, das schien nicht gut möglich, denn die Pforte des hohen Gitters war geschlossen und der Gärtner machte jeden Abend noch die Runde, ehe er zum Schlafen ging. Aber der Abend war so geheimnisvoll schön ringsum, daß sie ein Schauern überließ, doch war es kein Bangen. Wie oft hatte sie nicht schon auf der Laube ganze Nächte verbracht mit dem Hunde, der sie besser beschützte, als es es Menschen tun könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die schweizerische Liebestätigkeit im Weltkriege.

(Fortsetzung.)

Die Kriegsgefangenen-Post.

Als der Krieg losbrach und unsere Berner Division im Bruntrutischen Wache stand, da hat manch einer über die Saumlosigkeit der Post gescholten, dauerte es doch anfangs 6—8 Tage, um Briefe und Pakete von zu Hause zu erhalten. Bald aber ging es rascher. Als sich auch die zivile Post von der anfänglichen Lähmung erholt hatte, verwendete

sich die schweizerische Postdirektion für die Postsendungen der Kriegsgefangenen. Die Haager Konvention und der Weltpostverein hatten noch in Friedenszeit eine internationale Abmachung getroffen, wonach für die Post der Kriegsgefangenen Portofreiheit bestehen sollte. Die Schweiz als neutrales Land hatte nun die Aufgabe, die Sendungen der kriegführenden Staaten zu vermitteln, nachdem diese alle Beziehungen zu ihren Feinden abgebrochen hatten.